

Präsident der Herzog von Koburg und Gotha, der thatsächliche Vorsitzende ist Lord Montezwell, Schachmeisterin ist Octavia Hill.

Und das alles geht unter dem Namen des Mannes, dem man das Denkmal zu setzen vergessen hat. Ihm ward das rechte, lebendige Denkmal vergönnt: er lebt heute viel kräftiger unter seinen Landsleuten, als die allermeisten seiner hochstehenden Zeitgenossen.

Doch was geht uns der Engländer Kyrle an? Er zeigt uns, wie wir unsere Großen ehren sollten. Goethe hat noch nicht solch ein Denkmal wie er. Wir haben eine gelehrte, in die Philologie tief hineingeratene Goethe-Gesellschaft, aber wir haben noch keinen Goethe-Verein im Dienste des Schönen. Das wäre die rechte Ehrung für ihn: unter seinem Namen das Schöne in der Natur und Kunst schätzen und vermehren, in immer weiteren Volksmengen Kunstfreude und Geschmack einpflanzen, immer neuen Tausenden die edelsten Genüsse und die erquickendste Bildung bringen.

Wilhelm Bode.

## Romane in Zeitungen.

Gerade vor einem Jahr wurde im Kunstwart auf Arthur Zapps Selbstbekenntnisse „Schriftstellerleiden“ aufmerksam gemacht. Zapp schilderte, wie er zu dem oberflächlichen Roman-Vielschreiber geworden sei, als den man ihn fenkte, und wie er früher bei erstem Streben nach echt künstlerischen Leistungen hungerte, während er jetzt ein volles gutes Auskommen habe! „Und nun frage ich“, so schloß Zapp, „wer hat Schuld, daß wir in Deutschland seit Jahrzehnten zwei Arten von Romanliteratur haben, eine Buch-Roman-Literatur, die länglich ihr Dasein fristet, und eine Zeitungs- und Familienblatt-Roman-Literatur, die üppig wuchert, von der die Autoren leben und die aus dem Dichter einen Handwerker macht, und ihn systematisch zwingt, sich wesentlich und mit Absicht zu verflachen, sich selbst sozusagen zu kastrieren? Es klingt wie eine unsinnige Uebertreibung und ist doch, wie alles vorher von mir Gesagte buchstäblich wahr, und mit Zahlen kann ich es belegen: je oberflächlicher, konventioneller, schablonenhafter, kurz je unliterarischer ich eine Arbeit geschrieben habe, desto rascher setzte ich sie ab und desto höher war das Honorar, das sie mir eingetragen hat — und umgekehrt. Das geringste Honorar, ein wahres Almosen, hat mir mein erster Roman gebracht, der einzige, den ich mit literarischem Ehrgeiz, mit febernden Pulsen und klopfendem Herzen, mit voller dichterischer Hingabe geschrieben habe, der einzige meiner dreißig Romane, den die Kritik mit einhelligem Lobe bedacht hat. Mein Fall ist typisch. So wie mir ergeht es vielen anderen. Es ist ein tragisches Geschick, deutscher Roman-schreiber zu sein.“

Betrachten wir nach diesen Selbstbekenntnissen eines „Mitarbeiters“ nun den Redakteur, der Romane für eine deutsche Zeitung auszuwählen hat. Auch da gibt es Männer, die zum ersten Mal „mit febernden Pulsen und fliegendem Herzen“ ans Werk gehen. Mitleidig legt solch einer das oberflächliche Zeug eines Arthur Zapp von heute aus der Hand. Endlich findet er wirklich Gediogenes, mit Stolz gibt ers zur Druckeret, mit Stolz steht er die einzelnen Stücke des poetischen Werkes in den Spalten seines Blattes erscheinen. Aber gar bald beginnen seine Erfahrungen. Schon aus der Sekeret und der Expe-

dition dringen beunruhigende Bemerkungen zu ihm, der Roman sei nicht „spannend“ genug, früher sei doch „Besseres“ geboten worden. Unser Redakteur setzt sich darüber hinweg: „diese Leute“ haben ja kein literarisches Urteil. Bald regt sich aber auch im Leserkreise: es laufen Schreiben ein, die der Chefredakteur mit gerunzelter Stirn seinem jüngeren Kollegen vorlegt. Nicht, daß er ihren Inhalt billigte: diese Zuschriften rühren gering gerechnet zu neunzehn unter zwanzig von völlig verständnislosen Leuten her, von Menschen, die keine Ahnung davon haben, was eine dichterische Erzählung eigentlich für ein Ding ist. Aber diese Menschen bilden in Deutschland die große Mehrheit der Zeitungsleser, und vor dieser pflegt der Herr Redakteur gewaltigen Respekt zu haben. Denn hinter ihnen steht der heimliche Regent, ach, fast jeder Zeitung, welcher bekanntlich nicht der „verantwortliche Redakteur“, sondern der Verleger ist. Der erscheint denn auch bald höchstselbst auf dem Plane und er macht dem literarisch angehauchten Schriftleiter klar, daß er ihm mit seinen Ulfanzereien die Abonnenten vertreibe, sein Publikum brauche eine ganz andere Kost zu literarischer Unterhaltung und wenn sich der Herr Redakteur nicht fügen wolle, so könne er sich ja eine geeignetere Stellung für seine Fähigkeiten suchen. Unter diesem Drucke läßt dann der literarische Redakteur seine Ideale auffliegen und greift seufzend zu Arthur Zapp von heute. Bei den allermeisten Redaktionen gibt es literarische Bestrebungen hinsichtlich des Romanes überhaupt nicht mehr. Die Wahl richtet sich nach der Frage: was wird der Masse unseres Publikums am meisten gefallen?

Wollte man eine Liste derjenigen Verfasser aufstellen, deren Romane und Novellen in den Zeitungen erscheinen, ich glaube: kaum fünf von hundert könnten auf einen Namen in der Literatur Anspruch erheben, und die Liste würde sich ganz wesentlich von einer solchen unserer wirklichen deutschen Dichter und Schriftsteller unterscheiden. Im Kürschnerschen Schriftsteller-Verikon findet man diese Zeitungs-Autoren — meist schriftstellernde Damen — allerdings saut und sonders verzeichnet. Bei einem literarisch ganz unbekanntem Namen sind da wohl auch ganze Reihen bereits veröffentlichter Romane und Novellen aufgeführt. Wer kauft das Zeug wohl? Nun — die Zeitungen und, teilweise, die Leihbibliotheken. Es gibt Verlagsbuchhändler, die ihre Romane nur in der Zahl der vorhandenen deutschen Leihbibliotheken auflegen und von diesen Leihbibliotheks-Büchern sonst gar kein Aufhebens machen, keine Rezensionsexemplare versenden und andere Kreise dafür zu interessieren gar nicht versuchen. Verleger und Schriftsteller, die das „literarische Geschäft“ gut verstehen, teilen auch wohl ihre „Werke“ in zwei oder drei ganz getrennte Gattungen: 1. Bücher, für die Absatz beim Publikum gesucht wird. 2. Bücher, die nur für die Leihbibliotheken gedruckt werden. 3. Romane, die sie nur in Zeitungen erscheinen lassen. So that z. B. der verstorbene Friedrich Friedrich, der manchen Roman an fünfhundertmal an Zeitungen verkaufte — zum Preise von einigen tausend bis herunter zu 5 M. —, der aber streng darauf hielt, nur die Romane, die er für besser hielt, in Buchform erscheinen zu lassen. Viele andere Roman-schreiber handeln notgedrungen ebenso, weil sie wohl ihre Geschichten in Zeitungen abzusetzen, aber keinen Verleger zu finden vermögen. Das Neueste auf diesem Gebiete, das uns auffieß, war, daß ein Schriftsteller seine „besseren“ Werke unter seinem eigenen, das noch Schlechtere unter einem angenommenen Namen erscheinen läßt. Einige solcher Leute bemühen sich ja auch sich selbst und anderen vorzulügen, daß sie wirklich in der deutschen Literatur etwas zu suchen hätten. In Zeitungen — es ist traurig zu sagen — findet jeder Schundroman seinen

2. Januarheft 1900

Platz, wenn er sonst die nötigen Eigenschaften aufweist. Die deutschen Zeitungen teilen sich dabei in zwei scharf geschiedene Hälften. Die größere Hälfte verlangt durchweg gepfefferte, „sensationelle“ Geschichten, die andere verwirft diese Art. Alle aber suchen nach Möglichkeit spannende Geschichten zu gewinnen. Natürlich — denn wenn jeden Tag oder gar nur alle drei oder acht Tage einige Spalten erscheinen, so brauchts dessen. Man lese das Vorspiel auf dem Theater zum Faust nach. „Besonders aber laßt genug geschehn!“ u. s. w. Dort gibt der Direktor auch das Rezept für Zeitungsromane. Was Villencoron von den „illustrierten Familienblättern“ sagt, gilt unter solchen Verhältnissen natürlich erst recht von den allermeisten Zeitungsromanen. Sie „sind eine schwere Krankheit Deutschlands. Der Stupor wird durch sie oft zur gefährlichen Vertiefung gebracht, und die schändliche Brüderie nimmt zu. Diese sind Schuld daran, daß Verflachung, Verweichlichung, Geschmacklosigkeit, Versumpfung und Verfeuchung furchtbar anwachsen. Aufgepaßt also, mein deutsches Vaterland!“

Nicht vielen wird das geschäftliche Getriebe hinsichtlich der Zeitungsromane bekannt sein. Es ist recht lehrreich. Nur ganz wenige wirkliche Schriftsteller vertreiben ihre Romane selbst. Die meisten bedienen sich dabei der Romanverleger und der literarischen Bureaus. Diese lassen entweder die Romane sogleich setzen und versenden sie „als Manuscript gedruckt“ an Zeitungen (ohne sie zunächst durch den Sortimentbuchhandel zu vertreiben) oder etwa: sie bieten zunächst den geschriebenen Roman e i n e r Zeitung an und bedingen sich außer dem Honorare eine Anzahl Druckabzüge aus, mit denen sie dann den Roman anderen Zeitungen zum zweiten Abdruck anbieten u. s. w. Oft wird durch Verleger der ersten Art ein gemeinsamer Abdruck arrangiert, und der betreffende Roman erscheint dann gleichzeitig in so und so viel deutschen Zeitungen, deren Absatz sich nur auf eine bestimmte Provinz oder Stadt beschränkt. Zeitungen, die da beanspruchen, einen Roman nur für sich zu haben und die das alleinige Eigentumsrecht etwa für ein oder zwei Jahre kaufen, gibt es nur ganz wenige. Diese zahlen gegebenenfalls auch mehrere Tausend Mark für einen Roman. Andre Blätter beteiligen sich an dem erwähnten gemeinsamen Abdruck und zahlen dann nur einige Hundert Mark. Weiter folgen die, welche überhaupt nicht auf erste Abdrücke Anspruch erheben und noch niedrigere Preise zahlen: einen Pfennig für die Zeile oder noch weniger.

Das Angebot von Romanen ist unheimlich groß; alljährlich gehen bei einem angesehenen Provinzblatt 2—300 Stück ein, und es ist unmöglich, gegen diesen Andrang anzukämpfen. Schickt man einem Bureau einen Stoß zurück, so kann man sicher sein, binnen acht Tagen ein neues Packet mit der gleichen Portion Ware zu erhalten. „Segts zu dem Uebrigen.“ Sie alle durchzulesen, ist überhaupt unmöglich. Von Zeit zu Zeit muß aber doch gelesen und gewählt werden. Das bedeutet dann schlimme Tage. Jeder gebildete Mensch muß krank werden, wenn er eine solche Menge meist unreifen, lediglich auf Spannung und Unterhaltung, noch öfter auf die größten Instinkte der Menschen berechneten Krams durchsehen muß. Es gilt einen Roman zu finden, der spannend ist, in dem viel geschieht, der keinerlei Anstoß erregt, den die ganze Familie lesen kann, ohne daß die Legende vom Storch u. s. w. irgendwie erschüttert wird, und der schließlich nicht allzuviel kostet. Selten findet man einen, der allen Ansprüchen genügt; oft muß er durch Streichungen erst zurecht gemacht werden; alles was im Sinne des Philisters — des Mannes, der alles Große klein und alles Kleine groß sieht — irgendwie „unsittlich“ erscheint, fällt un-

barmherzig dem Notstift zum Opfer, ebenso alle aufhältliche Betrachtung u. s. w. Der Verfasser, mit dem man in den meisten Fällen überhaupt nicht zu thun hat, braucht dabei nicht gefragt zu werden; die Bureaus erlauben alles. Manchmal findet sich gar nichts Erträgliches, wenn man die sensationelle Gattung von vornherein als ausgeschlossen betrachtet. Alsdann muß der erste beste Roman genommen werden. Tadelnde, ja schimpfende Briefe laufen ja in jedem Falle ein, mag nun der Roman gut oder schlecht sein; sie bleiben natürlich grundsätzlich unbeantwortet. Entweder: der Mann hat Unrecht, aber wer ließe sich überzeugen? Oder: er hat Recht, aber man darfs ihm nicht sagen.

Das eine ist sicher: die Romane, die in deutschen Zeitungen veröffentlicht werden, sind zu ihrem weitaus größten Teile ganz minderwertig und nicht im mindesten geeignet, die literarische Bildung des deutschen Volkes zu heben. Die Redakteure aber sind zumeist machtlos, das Ideal, das viele ganz unzweifelhaft hegen, zu verwirklichen. Das Höchste, was sie erreichen können, ist ein Kompromiß zwischen dem schlechten Geschmack der Durchschnittsleser und jenem „Ideal“. Leider aber gibt es auch viele Zeitungen, die selbst einen Kompromiß verschmähen und grundsätzlich, um möglichst viele Abonnenten heranzuziehen, den rohen sensationellen Neigungen ihres Publikums zu schmeicheln suchen. Ohne Skrupel vergiften sie den Geschmack ihrer Leser immer von neuem des Geschäfts wegen.

Wie kann hier gebessert werden?

Die anspruchsvolleren Kreise finden sich zumeist mit der Thatsache ab, daß die Zeitungsromane für eine niedrigere Schicht von Lesern bestimmt sind, und lesen sie also nicht. Gerade diese Kreise aber sollten durch immer erneutes Schreiben an die Redaktionen und an die Verleger auf die Wahl besserer Unterhaltungslektüre einzuwirken suchen, wie das früher in einer Anregung des Kunstwarts verlangt worden ist, die auch „Veremundus“ in seiner bekannten Broschüre abgedruckt hat. Anonymes Schelten freilich nützt nichts. Redakteure sind so daran gewöhnt, von unverständigen Lesern anonym beschimpft zu werden, daß sie alle solche Briefe gleichgiltig oder lächelnd in den Papierkorb werfen. Ernstern Vorstellungen von Lesern, die mit ihrem Namen auftreten, sind sie dagegen in weit höherem Maße zugänglich, und solche wirken auch auf die derzeitigen „heimlichen Kaiser“, die Verleger. Selbstverständlich darf man nicht hoffen, daß solche Anregungen allein genügen würden, um einen vollständigen Wandel herbeizuführen. Zeitungen ordinärer Gesinnung werden sich natürlich nie und nimmer um „künstlerische Erziehung“ kümmern. Ebenso ist es selbstverständlich, daß es nicht bloß Leistungen ersten Ranges, sondern stets auch Mittelgut in Romanen und Erzählungen geben muß; die Romane, die man als „bessere Unterhaltungslektüre“ zu bezeichnen pflegt, haben eine Daseinsberechtigung, die hier nicht bestritten werden soll.

Wie herrlich wäre es, wenn die Werke unserer besten Dichter gleich mit ihrer Entstehung in jedes deutsche Haus dringen könnten, anstatt wie es jetzt ist, erst 30 Jahre nach ihrem Tode. Aber wer kann es unseren Dichtern, die ja meist nicht mit Glücksgütern gesegnet sind, verdenken, wenn sie die Konkurrenz der Zeitschriften, Zeitungen und Buchverleger ausnützen und ihre Werke nur dem verkaufen, der am meisten zahlt? Sie müssen das einfach thun, wie die Dinge liegen. Und doch ließen sich vielleicht Wege finden, der großen Mehrzahl der Deutschen durch den Zeitungsroman bessere literarische Kost vorzusetzen.

2. Januarheft 1900

Eine Hauptursache des ganzen Schadens werden die Leser der Kunstwart-Aufsätze über das Urheberrecht auch in diesem erkennen. Es ist interessant, daß der bekannte englische Schriftsteller Macaulay schon vor mehr als 50 Jahren das Unheil vorausgesehen hat. Das Zustandekommen der englischen Verlagsreakte von 1842 ist wesentlich einer Petition an das englische Unterhaus zu danken, welche als einzige Unterschrift den Namen Thomas Carlyles trug. Während der Parlamentsdebatten über das Gesetz kam es zu einem großartigen Rededuell zwischen Macaulay und Lord Stanhope, dem späteren Lord Mahon. Macaulay bekämpfte die Absicht, die Werke eines Urhebers bis zum 25. Jahre nach seinem Tode gesetzlich zu schützen mit der Begründung, daß dann die unreifsten und mindestwertvollen am längsten den Rechtsschutz erhalten würden. Was Macaulay voraussah, ist eingetroffen: das Urheberrecht, dessen Nutzen in anderer Beziehung nicht bestritten werden soll, hat eine Schranke aufgerichtet zwischen dem Volke und seinen besten Geistern. Als im vorigen Jahrhundert der Nachdruck noch in voller Blüte stand, da wurden Werke wie Werthers Leiden in aller kürzester Zeit wirklich Nationaleigentum des deutschen Volkes. Heute ist das schlechtweg unmöglich. Männer, wie Otto Ludwig und Hebbel werden erst 30 Jahre nach ihrem Tode bekannt und populär.

Aber wir hören den Einwurf: will denn das Volk besseren Lesestoff? Wir haben selber von jenen scheltenden Briefen erzählt, die den Verleger, den Redakteur zum Nachgeben zwingen, gerade wenn er bessere Kost vorsetzt, d. h. höhere Ansprüche an die Leser stellt. Dennoch ist es bewiesen, daß bei konsequentem Vorgehen das Publikum sich erziehen läßt, und zwar durch die sozialdemokratischen Zeitungen. Unser Mitarbeiter Eugen Kallischmidt hat vor einiger Zeit zusammengestellt, was gleichzeitig in bürgerlichen und was in sozialdemokratischen deutschen Zeitungen erschien, und seine Zusammenstellung wirkte so erstaunlich, daß sie vielfach abgedruckt wurde.

„Kreuz-Zeitung (konserv.): Pauline Hedlich, das Wien-Gretel. — Reichsbote (konserv.): M. Linden (Luise Förster) Die Blume von Usiganda, Kolonialroman. — Schlesi'sche Zeitung (konserv.): Dietrich Ehedon, Ein Verteidiger, Kriminalroman. — Post (freikonserv.): Marchmont, Die Stubinen von Nohlkumb. — Leipziger Tageblatt (nat.-lib.): Fitzgerald Mollon, Die Bettelmaid. — Berliner Tageblatt (freif.): Marie Stahl, Anonym. — Germania (Zentrum): Rockwood, Zwei Schwestern. — Leipziger Volkszeitung (sozialdemokratisch): Theodor Storm, Ein Fest auf Gadersleobhuus. — Münchener Post (sozialdemokratisch): Otto Ludwig, Zwischen Himmel und Erde. — Sächsischer Arbeiterzeitung (sozialdemokratisch): Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel.“

Dem Kenner der Verhältnisse besagt das nichts Neues. Die sozialdemokratischen Redakteure wollen ihr Publikum bilden, und ihr Publikum läßt sich's gefallen, weil es sich bilden will. Und dann tritt hier eine Wechselwirkung ein. Wenn Werke von Ludwig, Hebbel, Keller, Freitag, Fontane u. s. w. seit dreißig Jahren in hundert Zeitungen das Verständnis der Leser geübt hätten, glaubt man, diese zögen trotzdem die jetzt beliebten Schundromane jenen guten Werken noch vor? Man dürfte sie ihnen ebenso wenig vorsetzen, wie man sie schon jetzt, nach viel kürzerer Zeit der „Uebung“, der Mehrheit sozialdemokratischer Zeitungsleser aufstischen dürfte.

So sehen wir das beste Mittel zur Hilfe auch auf diesem Gebiet in der von Wenarius angeregten Schaffung eines „Urheberchazes“, durch den die besten Werke der Allgemeinheit gegen keine oder eine äußerst niedrige Zahlung zur Verbreitung überlassen würden. Aber wir könnten uns vorstellen, daß der

Staat, der denn doch an der Sache Interesse hat, noch vor dem Erstehen des Urheberrechtes hier segensreich eingriffe. Nehmen wir einmal an, der deutsche Reichstag bewilligte alljährlich nur „lumpige“ 100 000 Mark für die deutsche Dichtung der Gegenwart, wie er Hunderttausende für die Ausgrabungen in Griechenland und Kleinasien, also für fremdländische Künstler der Vergangenheit, auswirft und wie die Landtage auch Hunderttausende für die bildenden Künstler der Gegenwart aussetzen. Diese nur 100 000 Mark — wir nehmen diese Summe einmal vorläufig an — werden benutzt, um einige hervorragende Werke lebender und jüngst verstorbenen deutscher Dichter (D i c h t e r!) als National-eigentum anzukaufen, sei es durch eine einmalige Kaufsumme oder durch eine Rente an den Urheber. Solche Werke könnten dann von jeder Zeitung abgedruckt, von jedem Verleger herausgegeben werden, ohne daß Honorar zu zahlen wäre. Selbstverständlich dürfte der Reichstag nur die bewilligende, nicht auch die auswählende Instanz für dieses literarische Nationaleigentum sein. Die Auswahl müßte ein Sachverständigen-Ausschuß nach Art der Deutschen Schillerstiftung besorgen. Sicherlich kämen einzelne Mißgriffe vor, aber was könnten sie gegen den unbestreitbaren Fortschritt bedeuten?

Und noch ein zweites Auskunftsmittel bezüglich der Zeitungen wollen wir hier abermals anregen. Es gibt gute Romane, Novellen und Erzählungen von Dichtern, die seit 30 Jahren tot sind, die zum Teil der Vergessenheit anheimgefallen oder doch bei weitem nicht so bekannt geworden sind, wie sie es verdienen. Hier sollten die Zeitungen zugreifen. Zur Erleichterung ihrer Aufgabe aber sollte ein in der Literatur wohl Bewandelter eine Liste dieser Werke aufsetzen und an die deutschen Zeitungen verteilen unter Darlegung des Inhaltsbestandes und mit dem Nachweis, wie diese Werke zu beschaffen sind, und — was besonders wichtig ist — mit einem jeweiligen Hinweis, wie der Abdruck jedes dieser Werke dem Leserkreise mundgerecht zu machen sei. Denn man darf sich nicht verhehlen, daß ohne eine solche Darlegung die gute Sache leicht an dem Widerspruch der unverständigen Leser scheitern kann. Es ist merkwürdig, wie weit die Sucht nach „Neuem“ verbreitet ist, und wie sehr das „Alte“ mit dem wirklich „Bekanntem“ verwechselt wird. Die Zeitungen würden durch den Abdruck älterer guter Werke eine wahre Kulturaufgabe erfüllen und sicherlich mehr Gutes stiften, als durch den Abdruck von (größtenteils übrigens auch nur sogenannt:) „neuen“ und jedenfalls wertlosen „Geschichten“.

Paul Schumann.

## Die neuesten grossen Chorwerke.

(Schluß.)

Unter den deutschen Komponisten, die das Oratorium zur Zeit pflegen, steht Heinrich von Herzogenberg durch die Zahl seiner Werke obenan. Nur kurz zu erwähnen sind seine beiden Kirchen-Oratorien „Die Geburt Christi“ und „Die Passion“. Der Komponist hat sich selbst über die mit diesen Werken verfolgte Tendenz in der „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“ ausführlich geäußert. Seine Auffassung hat großen Beifall gefunden bei der Geistlichkeit, die Künstler werden sich wenig drum kümmern. Wohl noch nie ist mit derartiger Devotion die Machtherlichkeit der Kunst freiwillig der Kirche zu Füßen gelegt worden. Bisher schrieb man für den Gottesdienst nur liturgische Stücke und außerdem große Chorwerke, die keinerlei

2. Januarheft 1900